

MECHTILD
BORRMANN

FELDPOST

Roman

DROEMER 

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de**

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich die Verlagsgruppe Droemer Knauer zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt. Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerleger.de



Originalausgabe November 2022

Droemer HC

© 2022 Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Kristina Lake-Zapp

Quellennachweis für das Mottozitat:

Anton Tschechow, *Drei Schwestern und andere Dramen*,
in der Übersetzung von Andrea Clemen

© 1996, S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: Marie Carr / Arcangel Images

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-426-28180-2

Ja, man wird uns vergessen. Das ist unser Schicksal,
da kann man nichts machen. Das, was uns ernst,
bedeutend und sehr wichtig erscheint, wird eines
Tages vergessen sein oder unwichtig erscheinen.

Anton Tschechow

PROLOG

Man sagt, die Zeit heilt alle Wunden, aber das stimmt nicht. Es gibt Verletzungen, die unversorgt geblieben sind, die immer wieder aufbrechen oder hässliche Narben hinterlassen haben. Narben, die sich bei Wetterumschwung mit einem leichten Stechen oder Pochen bemerkbar machen, die unter der Kleidung versteckt unschön auf der Haut liegen und das Geschehene ab und an ins Gedächtnis rufen.

Auch verschwiegene Ereignisse, die wir längst vergessen glauben, drängen von Zeit zu Zeit ans Licht und verlangen nach erneuter Beachtung. Das kann Jahre und manchmal Jahrzehnte später sein.

Da ist ein Foto oder unbekanntes Dokument, das nicht zu den mündlichen Überlieferungen passen will.

Da ist eine Begegnung mit einem, der dabei war. Einem, der die Ereignisse anders in Erinnerung hat, der entlang der dokumentierten Begebenheiten die Zwischenräume mit anderen Erzählungen füllt.

Im Rückblick, im Weitwinkel der Zeit, zeigen sich dann Zusammenhänge, die vorher nicht sichtbar waren. Dann scheint es, als seien von verschiedenen Orten und längst vergangenen Zeiten die Ereignisse unaufhaltsam aufeinander zuge laufen – durch Jahre hindurch und über Entfernungen hinweg.

Eine genaue chronologische Abfolge lässt sich nicht mehr rekonstruieren. Die Erinnerungen sind lückenhaft. Die Rückblicke, von persönlichem Erleben und Gefühlen wie Zorn,

Sehnsucht und Resignation geprägt, bezeugen die Zeitabschnitte abweichend voneinander. Somit ist ein lineares Erzählen nicht möglich. Aber die Dinge, die von Bedeutung sind, sind glaubhaft versichert. Beginnen wir also im Jahr 2000, genauer, im Dezember 2000 in Kassel.

Beginnen wir mit dem Anfang vom Ende.

KAPITEL 1

Kassel, 22. Dezember 2000

Cara

Der 22. Dezember 2000 ist ein Freitag. Die Temperaturen liegen knapp über dem Gefrierpunkt. Draußen fällt wässriger Schnee, der sich auflöst, kaum dass er den Boden erreicht. Die Menschen eilen, auf der Suche nach letzten Geschenken, mit gesenkten Köpfen und hochgestellten Kragen oder aufgespannten Regenschirmen an den weihnachtlich dekorierten Schaufenstern vorbei. Auf dem Friedrichsplatz täuschen die Lichter des Weihnachtsmarktes wohlige Wärme vor.

Schon gestern hat Cara Russo ihrer Angestellten schöne Feiertage und einen guten Rutsch gewünscht. Für heute hatte nur noch der Termin auf dem Amtsgericht im Kalender gestanden, und jetzt war auch der erledigt. Die Kanzlei würde bis nach Neujahr geschlossen bleiben.

Sie freut sich auf die freien Tage. Christian betreibt eine kleine Buchhandlung in der Stadt. Er wird zwischen den Feiertagen arbeiten, aber sie haben sich vorgenommen, die gemeinsame Freizeit mit Kino, Kochen und Essen mit Freunden und Theaterbesuchen zu verbringen.

Auf dem Weihnachtsmarkt kauft sie noch ein paar Grußkarten und setzt sich damit ins Café Nenninger. Sie bestellt Cappuccino und schreibt die alljährlichen Weihnachts- und Neujahrsgrüße an ihre Eltern und Verwandten im Piemont. Die Eltern waren Anfang der Fünfzigerjahre hergekommen. Eigentlich nur für drei oder vier Jahre, um ordentlich Geld zu verdienen, aber dann war es anders gekommen. Cara

wurde geboren, ihr Vater war beim Städtischen Gartenbauamt schnell zum Vorarbeiter aufgestiegen, und die Mutter hatte eine gute Stellung im VW-Werk in der Kantine gefunden. Als sie vor sechs Jahren beide in Rente gingen, hatten sie sich von ihren Ersparnissen ein kleines Haus in der Nähe von Turin gekauft und waren in ihr Heimatdorf zurückgekehrt. Cara hatte sich zwei Jahre zuvor als Anwältin niedergelassen. Sie hatte sich auf Miet- und Arbeitsrecht spezialisiert, und ihre kleine Kanzlei in der Kölnischen Straße lief gut.

Als sie ihr Adressbuch aus der Tasche zieht, fällt ein Bescheid vom Arbeitsgericht heraus. Den hat sie ganz vergessen. Einen Moment überlegt sie, ins Büro zurückzugehen, aber dann legt sie die Papiere auf den Tisch und entscheidet, die Unterlagen von zu Hause aus an den Mandanten zu schicken.

Die Frau steht plötzlich an ihrem Tisch. »Entschuldigen Sie. Alle Plätze sind belegt. Kann ich mich hier dazusetzen?«

»Bitte, gerne«, antwortet Cara freundlich und widmet sich wieder ihren Weihnachtsgrüßen. Die Frau stellt eine schwarze Einkaufstasche aus Kunststoff auf einen der freien Stühle, knöpft ihren nassen braunen Wollmantel auf und bleibt ungeschlüssig stehen. Cara blickt auf und zeigt mit einem Kopfnicken nach rechts. »Die Garderobe ist dort.«

Die Fremde schüttelt den Kopf. »Ja! Aber ... ach nein, ich behalte ihn an«, antwortet sie unsicher und setzt sich. Auch die gehäkelte Mütze aus dicker weinroter Wolle nimmt sie nicht ab. Die abgegriffene beige Handtasche mit Klippverschluss findet Platz auf ihrem Schoß, eingeklemmt zwischen Tischkante und Bauch. Während sie die Karte mit den Speisen und Getränken studiert, betrachtet Cara sie aus den Augenwinkeln. Sie schätzt die Frau auf etwa siebzig. Die Hände sehen nach jahrelanger harter Arbeit aus, und bestimmt geht

sie nicht oft in ein Café. Als die Kellnerin an den Tisch kommt, bestellt sie mit leiser Stimme eine Tasse Tee. Dann legt sie die Karte beiseite und sieht Cara an.

»Wohnen Sie hier in Kassel?«, fragt sie, und ohne eine Antwort abzuwarten, spricht sie weiter: »Eine Bekannte von mir hat hier auch gewohnt.« Sie zieht die Augenbrauen zusammen. »Aber die ist nicht mehr da. Eigentlich müsste sie da sein, aber in ihrem Haus, da oben in Wilhelmshöhe ...« Sie hebt die Hand, zeigt unsicher in Richtung Fenster und atmet schwer, bevor sie fortfährt: »Die Leute in dem Haus haben gesagt, dass sie da nicht wohnt. Nein, sie haben sogar gesagt, dass es Adele Kuhn da nie gegeben hat. Aber das kann nicht stimmen!« Sie legt die Hände übereinander auf den Tisch, betrachtet sie einen Moment schweigend und sieht Cara dann direkt an. »Ich weiß, dass das nicht stimmt«, flüstert sie über den Tisch hinweg.

Cara runzelt die Stirn. Sie hat sich auf einen entspannten Urlaubsbeginn gefreut, und jetzt sitzt diese offensichtlich verwirrte Frau ausgerechnet an ihrem Tisch. Aber sie will nicht unhöflich sein, daher erkundigt sie sich freundlich: »Sie sind nicht von hier? Darf ich fragen, wo Sie herkommen?«

Die Frau überhört die Fragen. »Haben Sie Ärger mit dem Gericht?«, will sie stattdessen wissen.

»Wie kommen Sie denn darauf?«

Die Fremde zeigt auf das Schreiben, das immer noch auf dem Tisch liegt.

»Ach so. Nein, ich bin Anwältin. Aber jetzt habe ich Urlaub«, antwortet Cara, erleichtert, dass das Gespräch sich nun realen Dingen zuwendet.

»Anwältin«, flüstert die Frau und gießt reichlich Milch in ihren Tee. »Sind Sie hier in Kassel Anwältin?«, fragt sie weiter.

Cara nickt.

Es entsteht eine Pause. Die Frau rührt den Tee in der dünn-

wandigen Tasse um. Der helle Ton vermischt sich mit den Stimmen der anderen Cafébesucher um sie herum. »Wie heißen Sie?«, fragt sie schließlich.

Cara zögert, nimmt dann aber eine Visitenkarte aus ihrem Portemonnaie und reicht sie ihr.

Die Frau begutachtet sie mit ausgestrecktem Arm, öffnet den Klippverschluss ihrer Handtasche und lässt die Karte hineingleiten. Dann nimmt sie den Faden ihrer Geschichte, den Blick fest auf die Teetasse gerichtet, wieder auf.

»Die Adele, die ist damals mit der Grazyna und dem Baby hierher. Das weiß ich genau! Ihre Sachen hat sie bei uns auf dem Hof gelassen. Wir sollten gut drauf aufpassen. Sie wollte alles später abholen.« Langsam schüttelt sie den Kopf. »Wir haben lange gewartet und später auch geschrieben. Dreimal geschrieben. Erst meine Mutter und dann ich. Immer an die Adresse in Wilhelmshöhe, die sie uns gegeben hat. Weil es ihr doch so wichtig gewesen ist, mit diesen Sachen. Aber eine Antwort ist nicht gekommen.« Wieder atmet sie schwer. Leise, wie zu sich selbst, spricht sie weiter, und Cara muss sich vorbeugen, um sie zu verstehen. »Danach ... es ging ja drunter und drüber, damals. Wie das dann so ist, alles geht seinen Gang. Kein Vieh mehr auf dem Hof, nur die beiden Ochsen und eine Handvoll Hühner. Nur die Mutter und wir zwei Kinder. Wie sollten wir denn alleine den großen Hof versorgen? Bis 1959 haben wir noch auf den Vater gewartet, aber der ist nicht mehr zurückgekommen. Wir hatten weiß Gott andere Probleme.« Sie tätschelt die schwarze Einkaufstasche auf dem Stuhl neben ihrem. »Ich hatte die Adele ganz vergessen, aber vor Kurzem ist meine Mutter gestorben. Achtundachtzig ist die geworden. Ein gesegnetes Alter. Ich habe ihre Wohnung ausgeräumt, und da sind mir die Sachen wieder in die Hände gefallen. Mutter hat sie all die Jahre über aufbewahrt. Hat wohl gedacht, dass die Adele sich mal meldet.« Sie schüttelt den Kopf, hängt einen Moment ihren Gedanken nach. »Aber

vielleicht hat sie die Sachen auch einfach vergessen. Es war noch ein Wolltuch dabei. Das haben die Motten zerfressen. Das habe ich weggeschmissen. Die Briefe haben auch Mottenfraß an den Ecken, aber nicht so schlimm.« Sie nimmt einen Schluck Tee.

Cara legt ihren Stift beiseite und ist jetzt aufrichtig interessiert.

»Wann haben Sie denn zuletzt von Ihrer Freundin gehört? Ich meine, wenn ich Sie richtig verstehe, ist das über fünfzig Jahre her. Da kann doch für Ihre Freundin viel passiert sein. Vielleicht ist sie einfach umgezogen, oder sie hat geheiratet und lebt jetzt in einer anderen Straße, einer anderen Stadt.«

Die Frau nickt. »Ja, das kann natürlich sein, aber sie hat da gewohnt. Warum sagen die Leute, dass es sie da nie gegeben hat?«

Cara hebt hilflos die Schultern und versucht sich an einer Erklärung. »Bestimmt wissen sie nur nicht, wer vor so langer Zeit dort gewohnt hat.«

Wieder entsteht eine Pause. Die Frau scheint über die Antwort nachzudenken. Dann nimmt sie ihre Handtasche vom Schoß und steht auf. »Wo sind denn hier die Toiletten?«

Cara zeigt in die Richtung und sieht ihr nach. Anschließend widmet sie sich wieder ihren Weihnachtsgrüßen. Die letzte Karte geht an ihre Eltern. Sie wünscht ein frohes Fest, bedauert, an den Feiertagen nicht bei ihnen zu sein, und verspricht, an Heiligabend anzurufen.

Erst als sie die Post mit Briefmarken beklebt, fällt ihr auf, dass die Frau noch nicht zurück ist. Das geht mich nichts an, versucht sie sich einzureden, aber die nur zur Hälfte geleerte Teetasse steht da wie eine Mahnung. Ein Schwächeanfall? Vielleicht die Aufregung? Sie geht zu den Toiletten hinüber und sieht nach. Beide Kabinen sind unbesetzt, die Frau ist nicht mehr da.

Cara ist beruhigt. Wahrscheinlich hat sie ihren Tee verges-

sen und ist gegangen. Oder ... oder sie hat ihn sich auf diese Weise ergaunert, und Cara wird ihn gleich auf ihrer Rechnung finden. Sie lacht kurz auf und flüstert anerkennend: »Chapeau!«

Zurück an ihrem Platz, fällt ihr Blick auf die schwarze Einkaufstasche, die immer noch auf dem Stuhl steht. Sie packt ihre Karten und das Anschreiben zusammen und winkt der Kellnerin. Mit der Bitte um die Rechnung zeigt sie auf die Tasche und sagt: »Die Dame, die hier gesessen hat, hat ihre Tasche vergessen.«

»Oh, Ihre Bekannte hat schon alles bezahlt. Sie bat mich, Ihnen auszurichten, dass Sie die Tasche mitnehmen sollen.«

Cara lehnt sich auf ihrem Stuhl zurück und ist sprachlos. Die Bedienung ist schon fort, als sie immer noch fassungslos die schwarze Einkaufstasche betrachtet.

»Von wegen verwirrt«, flüstert sie und zieht die unerwartete Weihnachtsgabe zu sich heran. Darin steckt ein alter brauner Aktenkoffer. Sie nimmt ihn heraus. Das Leder ist spröde, die beiden Metallschließen sind angerostet. Sie lassen sich nur mit aller Kraft herunterdrücken. Ein muffiger Geruch strömt ihr entgegen, als sie ihn aufklappt. Einige Bücher, etliche Briefe, bestimmt zwanzig oder dreißig, mit einer dünnen Sisalschnur zusammengebunden. Sie löst den Knoten um das Bündel und betrachtet die Briefe einzeln. Sie sind an eine Adele Kuhn gerichtet. Auf etliche ist in verblasstem Rot »Feldpost« gestempelt. Sie bindet sie wieder zusammen, steckt alles zurück in den Aktenkoffer und überlegt für einen Moment, die Kellnerin zu rufen, das Missverständnis aufzuklären und die Tasche zurückzulassen. Aber dann ist ihre Neugier stärker, und nicht zuletzt empfindet sie auch ein wenig Bewunderung für die Chuzpe der Alten. Zu Hause, denkt sie, kann sie sich den Inhalt in Ruhe genauer ansehen. Sicher findet sich irgendwo ein Hinweis darauf, wer die Frau ist und wo sie wohnt. Vielleicht bekommt sie sogar heraus, was aus dieser

Adele Kuhn geworden ist, dann kann sie ihrer Caféhausbekanntschaft eine entsprechende Nachricht zusammen mit der Tasche zukommen lassen.

An diesem Nachmittag ahnt Cara noch nicht, was ihre Nachforschungen auslösen würden. Aber die ersten Anzeichen zeigen sich schon zwischen den Jahren.

KAPITEL 2

Kassel, 1935

Adele

Die Mutter hatte darauf bestanden, dass sie zur Schule gingen. Am Abend zuvor hatte Albert noch argumentiert, dass er sich sowieso nicht auf den Unterricht konzentrieren könne, aber Katharina Kuhn ließ seine Einwände nicht gelten. »Euer Vater erwartet von uns, dass bis zu seiner Rückkehr alles seinen gewohnten Gang geht!«, hatte sie mit aller Entschiedenheit erklärt.

Adele und Albert meinten, spät dran zu sein, rannten von der Burgstraße zur Straßenbahnhaltestelle Wilhelmshöhe und kamen doch noch zeitig an. Albert litt an Asthma und rang nach Luft. Die Nacht war kalt gewesen, und die bewaldeten Berghänge, die die Stadt umgaben, waren in den aufsteigenden Frühnebeln nur zu erahnen. Die taufeuchte Morgenluft kühlte ihre erhitzten Gesichter, während sie auf die Straßenbahn warteten. Dietlind und Richard Martens wohnten in der Hupfeldstraße und würden am Bahnhof Wilhelmshöhe zusteigen.

»Sollen wir es ihnen sagen?«, fragte Adele ihren Bruder und schob die krause rötliche Haarsträhne, die sich immer aus ihrem Zopf löste, hinters Ohr. Mit den Kindern des Apothekers Martens waren sie seit Jahren befreundet. Albert war sechzehn, Richard ein Jahr älter, und beide gingen aufs Friedrichsgymnasium. Adele und Dietlind waren fünfzehn und besuchten die katholische Mädchenschule Engelsburg. Auch die Eltern waren freundschaftlich verbunden. Familie Martens war oft im Hause Kuhn zu Gast gewesen. Man hatte

sonntags gemeinsame Ausflüge unternommen, und zweimal waren sie sogar zusammen im Urlaub auf Borkum gewesen, aber seit Hermann Martens in die NSDAP eingetreten war, war die Verbindung der Eltern abgekühlt.

»Ich werde mit Richard sprechen. Vielleicht kann sein Vater rauskriegen, wo sie Vater hingebracht haben«, entschied Albert und warf seine lederne Schulmappe lässig von der rechten in die linke Hand. Albert war groß und dürr, und seine Bewegungen wirkten oft ein wenig ungelent, so als habe er seine langen Arme und Beine nicht ganz unter Kontrolle.

Als Dietlind und Richard am Wilhelmshöher Bahnhof zustiegen, sah Adele an ihren Blicken, dass sie bereits davon gehört hatten. Trotzdem war da diese kleine, freudige Aufregung, die sie seit Wochen empfand, wenn Richard sie mit seinen blauen Augen ansah.

Im Waggon wurde geraucht. Albert vertrug den Qualm nicht, deshalb stellten sie sich wie immer hinten auf die offene Plattform des letzten Straßenbahnwaggons.

»Tut mir so leid«, flüsterte Richard, legte die Hand kurz auf Alberts Schulter und strich dann Adele tröstend über den Oberarm. Sie spürte die Wärme seiner Hand durch den Ärmel ihrer Strickjacke und blickte verlegen zu Boden.

Dietlind erklärte leise und mit Vorwurf in der Stimme: »Vater hat gesagt, dass es ja mal so kommen musste.«

Albert ging über die Bemerkung hinweg und wandte sich an Richard. »Weiß dein Vater, wo sie ihn hingebracht haben?« Richard schüttelte den Kopf. »Aber er hat versprochen, dass er sich darum kümmert.«

Am Adolf-Hitler-Platz verließen sie die Bahn. Ein Stück gingen sie noch schweigend nebeneinander, dann bogen die Jungen in die Wolfsschlucht zum Friedrichsgymnasium ab, während die Mädchen weiter die Wilhelmstraße entlang zur Engelsburg schlenderten. Dietlind erzählte vom vergangenen

Abend beim Bund Deutscher Mädel und schien schon vergessen zu haben, dass Adele andere Sorgen hatte.

»Fräulein Lange hat gesagt, wenn du ständig fehlst, kannst du am Kaiserplatz nicht dabei sein.« Sie machte eine kleine Pause, und als Adele nicht reagierte, fügte sie an: »Das wäre doch schade, findest du nicht?«

In der Stadt war man überall mit den Vorbereitungen der Reichskriegertage des Kyffhäuserbundes beschäftigt, die am ersten Juliwochenende stattfinden sollten. Am Kaiserplatz wurde eine große Tribüne für die Ehrengäste gebaut. Man erwartete über zweihunderttausend Kriegsveteranen, und seit Wochen probten die Jungen und Mädchen der Hitlerjugend gemeinsam den perfekten Fahnenaufmarsch für die Abschlussveranstaltung. Adele war es egal, ob sie dabei sein würde. Es machte ihr sowieso keinen rechten Spaß, denn Richard und Albert machten nicht mit. Richard war Schwimmer. Er hatte die Schulmeisterschaften im 1500-Meter-Freistil gewonnen und war von den Veranstaltungen der HJ freigestellt. Er sollte an den Deutschen Jugendmeisterschaften teilnehmen, und sein Training hatte Vorrang. Albert hatten sie ausgemustert, weil er zu groß war und beim Schwenken der Fahnen ständig aus dem Rhythmus kam.

»Du störst das einheitliche Bild«, hatte Fräulein Lange gesagt, die für die Choreografie zuständig war.

Albert hatte den Enttäuschten gemimt und erst auf dem Nachhauseweg erleichtert zu seiner Schwester gesagt: »Gott sei Dank habe ich das Theater hinter mir!«

Dietlind redete ohne Punkt und Komma, während sie das letzte Stück der Wilhelmstraße mit Adele zurücklegte. Die hörte schon gar nicht mehr zu, war mit ihren Gedanken bei den Ereignissen vom Vortag.

Am späten Nachmittag hatte das Telefon geklingelt. Um diese Zeit war es für gewöhnlich der Vater, der aus seiner Spedition

am anderen Ende der Stadt anrief. Albert hatte beim ersten Läuten grinsend gesagt: »Ich wusste es! Vater möchte, dass wir das Abendessen um eine Stunde verschieben.«

Die Mutter war lachend aufgestanden und hinüber ins Arbeitszimmer des Vaters gegangen, wo das Telefon stand.

»Oder nein, warte«, hatte Albert ihr nachgerufen, »er wird sagen, wir sollen mit dem Essen nicht auf ihn warten.«

Katharina Kuhn war lange nicht ins Esszimmer zurückgekommen, wo Adele und Albert mit Hausaufgaben beschäftigt waren. Nach einer Viertelstunde war Adele durch die Eingangshalle ins Arbeitszimmer gegangen, um nach ihr zu sehen. Die Mutter hatte in der Sitzecke in einem der Ledersessel gesessen und wie blind vor sich hin gestarrt. Als sie Adele endlich wahrnahm, hatte sie gesagt: »Das war Herbert Lenz aus der Buchhaltung. Sie ... sie haben euren Vater abgeholt.«

Adele hatte sich in den Sessel der Mutter gegenüber fallen lassen.

»Aber warum denn?«, hatte sie ungläubig gefragt.

Katharina Kuhn hatte hilflos die Schultern gehoben und nicht geantwortet. Ganz still war es im Zimmer gewesen. Man hatte nur das gleichmäßige Ticken der alten Standuhr gehört, die links von Vaters Schreibtisch stand und die er sonntags, vor dem Kirchgang, mit dem kleinen Flügelschlüssel aufzog, der auf dem Kaminsims lag.

In Adeles Kopf war alles durcheinandergesungen, wieder und wieder hatte sie gemeint, Hermann Martens zu hören, wie er vor zwei Jahren zu ihrem Vater sagte: »Glaub mir, Gerhard, das nächste Mal kommst du nicht so glimpflich davon!«

Der Vater war kein Freund der NSDAP, und daraus hatte er nie einen Hehl gemacht. Vor zwei Jahren, im März 1933, hatten innerhalb weniger Tage an allen öffentlichen Gebäuden die Hakenkreuzfahnen geweht. SS und SA verschleppten

wahllos Kommunisten, Sozialdemokraten, Gewerkschaftler und Juden in die Gaststätte Bürgersäle in der Oberen Karlstraße. Sie wurden verhört, misshandelt, und etliche kamen ins Gefängnis. Als Gerhard Kuhn erfuhr, dass einer seiner langjährigen Mitarbeiter verhaftet worden war, war er zur Polizei gegangen, um herauszufinden, was man dem Mann vorwarf, aber er hatte keine Auskunft bekommen. Stattdessen hatte man ihm unverhohlen gedroht.

»Ich gebe Ihnen einen guten Rat«, hatte einer der Polizisten gesagt, »hauen Sie ab, sonst werden Sie Ihrem Mitarbeiter schon bald Gesellschaft leisten.«

Einen Tag später hatte Gerhard Kuhn bei einem Treffen mit Geschäftsfreunden empört davon berichtet, hatte von »Skandal« und »Rückfall in die Barbarei« gesprochen, und am nächsten Morgen war er, kaum dass er das Haus verlassen hatte, verhaftet worden.

Katharina, Adele und Albert hatten gar nicht mitbekommen, was sich vor der Tür zugetragen hatte. Ganz leise war das vor sich gegangen. Erst als jemand aus der Spedition durchläutete und fragte, ob der Chef noch hereinkäme, hatte Katharina Kuhn gesehen, dass der Wagen ihres Mannes, ein DKW F1, noch in der Einfahrt stand, und war unruhig geworden. Gegen Mittag hatte sie, außer sich vor Sorge, Hermann Martens angerufen. Der saß im Stadtrat und hatte Kontakte. Er war abends vorbeigekommen und wusste zu berichten, dass man den Vater wegen »verleumderischer Äußerungen gegen Führer und Reich« zum Verhör geholt hatte.

Zwei Tage war er damals fort gewesen. Zwei Tage, in denen die Mutter Himmel und Hölle in Bewegung setzte. Sie telefonierte mit Freunden und Geschäftspartnern des Vaters und bat Hermann Martens, der Gründungsmitglied der NSDAP in Kassel war, seinen Einfluss geltend zu machen. Ausschlaggebend war wohl letztlich, dass die Spedition Kuhn eine angesehenere Firma mit über dreißig Mitarbeitern war. Gerhard

Kuhn war bei den Kasseler Unternehmern geachtet, und es hatten sich viele Fürsprecher gefunden.

Mit einer Platzwunde am Kopf und Prellungen am ganzen Körper brachte Martens ihn zwei Tage später nachts heim. Katharina Kuhn hatte Adele und Albert zurück in ihre Zimmer geschickt, aber sie waren an der Treppe der Eingangshalle stehen geblieben und hatten gelauscht. Die Mutter weinte.

Hermann Martens hatte gesagt: »Du darfst in der Öffentlichkeit so nicht reden, Gerhard. Denk doch an deine Familie. Andere sitzen wegen solcher Äußerungen im Zuchthaus Wehlheiden, und beim nächsten Mal – da kannst du sicher sein – wirst du nicht so glimpflich davonkommen.«

Der Vater hatte seinen Rat befolgt. Gleich am nächsten Tag hatte er Adele und Albert zu sich ins Arbeitszimmer gerufen und gesagt: »Ihr wisst, dass ich bisher dagegen war, aber jetzt möchte ich, dass ihr in die Hitlerjugend eintretet.« Adele war sofort einverstanden gewesen, sogar erleichtert, weil sie nun keine Ausflüchte mehr erfinden musste, warum sie nicht dabei war. Albert dagegen hatte protestiert. Er wolle sich nicht von anderen Jungen herumkommandieren lassen, und an Heimatabenden, Wanderungen und Geländespielen sei er nicht interessiert.

Der Vater hatte ihm mit einer endgültigen Handbewegung das Wort abgeschnitten und gesagt: »Ich verlange es von dir! Es ist zum Schutz der Familie.«

Das war jetzt über zwei Jahre her, und seitdem hatte der Vater selbst zu Hause jedes Gespräch über Politik vermieden, zumindest wenn Adele und Albert dabei waren.

Es war doch alles gut gewesen.

Im Klassenzimmer nahmen Dietlind und Adele ihre Plätze in der hinteren Reihe ein. Seit einigen Wochen gab es auch jüdische Schülerinnen. Sie wurden an den anderen Schulen nicht mehr unterrichtet, aber die Engelsburg war eine katholische Schule und ignorierte die Anordnung.

Während des Morgengebets bat Adele lautlos und inständig: »Bitte, lieber Gott, lass Vater wieder zu Hause sein, wenn ich aus der Schule komme.« Dem Unterricht konnte sie kaum folgen, übertrug Zahlen und Rechenzeichen von der Tafel in ihr Heft, als handelte es sich um eine Schönschreibübung.

Einmal rief Schwester Agatha sie auf und zeigte an die Tafel. »Adele, wie würdest du diese Gleichung lösen?«

Sie stand auf, starrte mit hochrotem Kopf auf die Zahlen und Zeichen und hob hilflos die Schultern.

In der letzten Stunde wartete sie nur noch sehnsüchtig auf das Läuten. Kaum dass es ertönte, packte sie eilig ihre Hefte zusammen, was ihr eine Rüge der Lehrerin einbrachte. Sie musste sitzen bleiben, bis alle Schülerinnen das Klassenzimmer verlassen hatten. Dann endlich durfte auch sie gehen. In den Fluren riss sie sich noch zusammen, zwang sich zu gemäßigten Schritten, aber kaum aus dem Gebäude heraus, rannte sie zur Straßenbahn.

Albert war bereits zu Hause. Sie fand ihn und die Mutter im Wohnzimmer und sah den beiden gleich an, dass es keine guten Neuigkeiten gab. Hinter ihr erschien das Hausmädchen Lotte in der Tür und fragte leise: »Soll ich das Mittagessen jetzt auftragen?«

»Ja«, antwortete Katharina Kuhn und fügte nach einer kleinen Pause hinzu: »Ja, natürlich. Wir machen alles wie immer.«

Die Mutter hatte den ganzen Vormittag herumtelefoniert, aber nichts in Erfahrung bringen können.

Am Mittagstisch rührten sie das Essen kaum an. Als das Hausmädchen abräumte, klingelte es. Obwohl es Lottes Aufgabe war zu öffnen, sprang Adele auf, rief: »Da ist er!«, und rannte zur Tür. Nach wenigen Schritten fiel ihr ein, dass der Vater nicht klingeln würde.

Es war Herbert Lenz, Gerhard Kuhns rechte Hand und Buchhalter in der Spedition. Er war Ende fünfzig, und mit

den tiefen Linien auf der hohen Stirn sowie um Mund und Nase wirkte sein Gesicht wie geschnitzt. Er hielt seinen Hut mit beiden Händen vor den Leib. Katharina Kuhn stand auf, als er das Esszimmer betrat.

»Haben Sie etwas in Erfahrung bringen können?«, fragte sie so laut, dass es fast klang wie ein Rufen.

»Nicht viel, aber ich muss Sie dringend sprechen, Frau Kuhn. In der Spedition sind die Lkws beschlagnahmt worden.«

Katharina ließ sich auf ihren Stuhl zurückfallen. »Aber ... was soll das heißen?«

Lenz setzte sich ebenfalls an den Tisch. Er sah kurz zu Albert und Adele hinüber und wandte sich wieder an Katharina. »Kann ich offen sprechen?«

Sie dachte einen Moment nach, dann nickte sie. »Die Kinder sind alt genug.«

»Ich glaube, es hängt alles mit dem Anruf vom Samstag zusammen«, begann Lenz und fuhr sich mit der Hand durch die kurzen grauen Haare. »Am Samstag hat sich jemand von der Gauleitung gemeldet. Es ging um die Vorbereitungen der Reichskriegertage. Wir sollten für die nächsten zwei Wochen alle acht Lkws zur Verfügung stellen.« Lenz schluckte schwer. »Ihr Mann hat erklärt, dass das nicht geht, nicht über eine so lange Zeit. Dass wir Aufträge zu erfüllen haben und die Lastwagen gebraucht werden. Er hat ihnen drei Lkws und zwei Fuhrwerke angeboten.« Resigniert betrachtete er den Hut, den er auf seinem Schoß abgelegt hatte. »Als sie gestern Ihren Mann abgeholt haben, habe ich gar nicht an das Telefongespräch gedacht. Aber jetzt haben sie sämtliche Wagen, die im Hof standen, mitgenommen. Alle beschlagnahmt. Das Papier ist vom Gauleiter unterschrieben. Zwei Lkws sind noch unterwegs, die sollen morgen geholt werden. Wir haben nur noch die Fuhrwerke.«

Katharina Kuhn stützte die Ellenbogen auf den Tisch, legte

die Hände vors Gesicht und stöhnte. Dann nahm sie die Hände herunter und erklärte mit Zuversicht: »Wenn sie jetzt haben, was sie wollten, dann werden sie Gerhard doch wieder gehen lassen, nicht wahr?«

Lenz nickte verhalten. »Das hoffe ich, aber wenn nicht ... Ich meine, ich muss wissen, wie es weitergehen soll.« Er räusperte sich. »Sie müssen das jetzt entscheiden, Frau Kuhn. Sollen wir vorübergehend schließen, oder sollen wir die Aufträge erledigen, die wir mit den Fuhrwerken bewerkstelligen können? Die weiten Transporte, für die wir die Lkws benötigen, habe ich schon abgesagt, aber innerhalb der Stadt und in der näheren Umgebung könnten wir fahren.«

Katharina, die sich nie um die Spedition gekümmert hatte, brauchte nur wenige Sekunden. »Wir fahren! Bis wir die Lkws wiederhaben, übernehmen wir eben nur die Transporte, die wir mit den Fuhrwerken schaffen. Es sind ja bloß zwei Wochen.« Sie nickte ihren Kindern zu. »Wir machen alles wie immer!«

Dieses »alles wie immer« sollten nicht nur Adele und Albert in den nächsten Wochen wieder und wieder zu hören bekommen. Katharina Kuhn hielt sich an diesen drei Worten fest, wiederholte sie in der Firma und zu Hause, als würde sie die Perlen eines Rosenkranzes herunterbeten.